

|| Predigt über Jesaja 65,17-25

Wie jedes Jahr am Totensonntag tun mir die fünf törichten Jungfrauen aus dem Gleichnis von vorhin ein wenig leid. Ich hätte es nett gefunden, wenn die anderen fünf, die klugen, ihnen im entscheidenden Augenblick vielleicht doch etwas abgegeben hätten. Das ist es schließlich, was wir sonst doch immer lernen sollen, dass es für alle reicht, wenn wir untereinander teilen. Aber klar, das ist diesmal nicht der Hauptgedanke. Hier kommt es vielmehr darauf an, dass wir Jesus in der rechten Weise erwarten. Es sollen ja *alle* bereit sein für ihn; und da wir weder Tag noch Stunde wissen, wann er kommen wird, sollen wir *jeden* Tag mit ihm rechnen, also so leben, dass *jeder* Tag *sein* Tag sein könnte.

Nun, zweitausend Jahre später merken an solchen Geschichten aus dem Neuen Testament vor allem dies: wie stark das Thema Erwartung das Leben der ersten Christen und Christinnen bestimmt hat. Sie haben täglich mit dem Ende dieser Zeit und dem Anbruch einer neuen Zeit gerechnet. Sie haben geglaubt, dass dieser Tag so bald kommen würde, dass nicht einmal alle damals Lebenden bis dahin sterben würden.

Nicht wenige der für den Ewigkeitssonntag ausgesuchten biblischen Texte haben unverkennbar einen drohenden Unterton, der uns unangenehm berühren mag. Auf der anderen Seite ist es ja wahr: Zumindest für uns als einzelne, deren Leben eine längere oder kürzere Spanne zwischen Geburt und Tod umfasst, ist *Zeit* eine nicht beliebig vermehrbare Ressource. Es gibt so etwas wie eine verspielte Chance, ein endgültiges Zuspät, ein sozusagen am Leben vorbeigelebtes Leben. Wer allmählich älter wird, beginnt zu ahnen, was ich damit meine. Nachher werden wir die Namen unserer in diesem Kirchenjahr verstorbenen Gemeindemitglieder verlesen. Für mich gehören jene Beerdigungen zu den traurigsten, bei denen es anscheinend überhaupt nichts über den Verstorbenen oder die Verstorbene zu sagen gibt. Da ist jemand 70 oder 80 oder 90 Jahre alt geworden, und die Angehörigen können einfach gar nichts sagen über dieses Leben, nicht weil die Trauer sie sprachlos macht, das gibt es natürlich auch, sondern weil wirklich nichts gewesen ist – das muss ja nicht die Schuld der Toten sein, sondern kann auch ein schreckliches Versäumnis derjenigen sein, die sie durch ihr Leben begleitet haben oder hätten begleiten sollen. Sicher, das gibt es, sich – in der Sprache des Gleichnisses gesagt – so lange nicht um den kommenden Herrn zu kümmern, bis es zu spät ist, sich auf ihn einzustellen. Wohl deshalb heißt es ganz ähnlich in Psalm 90: *Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.*

Aber vielleicht haben wir heute, am Ewigkeits- oder Totensonntag, ganz andere Gefühle: Wir denken heute besonders an die Menschen zurück, von denen wir im Laufe dieses Jahres oder auch vor langer Zeit Abschied genommen haben. Und ich denke an die vielen, die ich schon beerdigt habe, und an die Angehörigen, die zurückbleiben mussten. Ich denke an jene Frau, noch in mittleren Jahren, die innerhalb von wenigen Tagen nicht nur ihre Mutter sondern auch ihren Mann verloren hat. Beide haben wir gemeinsam begraben. Ich denke an die 100jährige, deren Angehörige trotzdem traurig waren, dass sie gestorben ist, weil der Schmerz über den Verlust eines Menschen keine Frage des Alters ist, das er erreicht hat. Ich denke an die Menschen, die mit dem Leben nicht fertig geworden sind, die Zuflucht gesucht haben in Alkohol und Tabletten und es damit sich selbst und ihren Angehörigen schwergemacht haben. Ich denke an den Mann in meinem Alter, der gerade alles geschafft hatte: eine gute Stelle, eine junge Frau und eine kleine Tochter, Freunde, Haus und Garten – von einer Stunde zur anderen ist er aus allem herausgerissen worden. Es ist nicht möglich, von allen zu erzählen, so viele sind es, so viel Traurigkeit, so viel Tränen. Oft wäre ich froh gewesen, wenn ich besseren Trost hätte spenden können. Manches Mal habe ich mich gefragt, ob das, was wir auf dem Friedhof machen,

nicht nur eine kollektive Verdrängung nicht beantwortbarer Fragen unter professioneller Anleitung ist, oder ob wir eine wirkliche Hoffnung haben, die über den Tod hinausreicht.

Fünf unserer Friedhöfe tragen den Namen *Jerusalem*, weil sie zur früheren Jerusalemgemeinde gehörten, einer der ältesten Gemeinden in Berlin. *Jerusalem* ist ein guter Name für einen christlichen Friedhof, weil es auf unseren Friedhöfen eben nicht, jedenfalls nicht nur, um den Tod geht, sondern vor allem um das Leben. Unsere Friedhöfe sind Orte für die Lebenden. Mit Jerusalem, mit dem Zion verbindet sich für Juden und Christen seit uralter Zeit die Hoffnung auf Zukunft und Erlösung:

Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird. ... Ich will Jerusalem zur Wonne machen und sein Volk zur Freude. ... Es sollen keine Kinder mehr da sein, die nur einige Tage leben, oder Alte, die ihre Jahre nicht erfüllen. ... Sie werden Häuser bauen und bewohnen, sie werden Weinberge pflanzen und ihre Früchte essen. ... Und es soll geschehen: Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören.

Unsere Sprache und die Bilder, in denen wir uns ausdrücken, mögen sich ändern, aber die Sehnsüchte, Erwartungen und Hoffnungen der Menschen bleiben über Jahrtausende dieselben und verbinden uns mit denen, die vor uns waren, und mit denen, die nach uns kommen. Und wenn wir auch die Nähe Gottes nicht oder nicht mehr so erfahren, wie die, die uns im Glauben vorgegangen sind, können wir doch sagen, wie sehr er uns fehlt.

Amen.